

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Allerlei Neues zu Spaß und Ernst

[urn:nbn:de:bsz:31-305217](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-305217)

# Die gewöhnliche Zeitrechnung für 1848.

Im gregorianischen Kalender.

Die goldene Zahl 2. Die Epacten XXV. Sonnen-Cirkel 9. Der Römer Zinszahl 6. Der Sonntags-Buchstabe B u. A. Septuages. 20.

Februar. Aschermittw. 8. März. Ostersonntag 23. April. Himmelf. Ehr. 1. Juni. Pfingstsonntag 11. Juni. Trinitat. Sonntag 18. Juni. Frohnleichnam 22. Juni. Erster Advent-Sonnt. 3. Decbr. Zahl der Sonntage nach Trin.: 23. Die Quatember: 15. März, 14. Juni, 20. Sept. und 20. Decbr. Von Weihnachten 1847 bis Herren-Fastnacht 1848 sind 10 Wochen 1 Tag.

## Allerlei Neues zu Spas und Ernst.

### V o r r e d e.

Geneigter Leser, wie geht dir's? Lebst du noch oder bist du gestorben seit der Hausfreund das letzte Mal bei dir eingekehrt ist? Es ist jetzt gerade ein Jahr her, daß wir einander nicht mehr gesehen haben, und in so einem Jahr passiert Allerlei. Mancher geneigte Leser wird wohl Manches erfahren haben seither; dem Hausfreund ist's auch so ergangen. Der Hausfreund ist unterdessen weit herum gekommen und hat allerlei Reisen gemacht. Du mußt doch auch einmal deinen geneigten Lesern erzählen, wie es in andern Ländern ausseht, hat er zu sich selber gesagt, und hat es daher für's Beste gehalten, selber den Weg unter die Füße zu nehmen. So ist er auch in das Schweizerland gekommen und hat allda viele Landsleute getroffen; denn der geneigte Leser darf's glauben, Deutsche trifft man überall, es mag Einer hinkommen, wo er will. Unter Anderen ist der Hausfreund auch mit einem Landsmann zusammengetroffen und der war seines Handwerks ein Schuhmacher und war erst seit Kurzem auf der Wanderschaft. Mit dem Schuhmacher hat nun der Hausfreund gute Kameradschaft gemacht, denn er hat's so im Brauch, daß er sich lieber zu dem gemeinen Mann hält, als zu dem Vornehmen, besonders in der Fremde, wo es Einem wohl thut, wenn man auch wieder ein Gesicht aus der Heimath sieht und die Sprache der Heimath hört; denn das muß man den Schweizern nachsagen, sie schwätzen ein Deutsch, daß es Einem davor graust. Der Schuhmacher stand im Kanton Bern in der Arbeit und schrieb von da aus seinen Leuten zuweilen nach Haus, und weil er ein guter Freund vom Hausfreund war, so ließ er ihn jedesmal die Briefe lesen und

gab ihm auch das Konzept davon. Der Hausfreund glaubt nun dem geneigten Leser einen Gefallen zu thun, wenn er Einiges von dem abdrucken läßt, was der Schuhmacher nach Hause geschrieben hat. Der erste Brief lautet nun so:

Belgeliebte Eltern und Geschwister!

Ich grüße Euch alle und auch des Nachbarns seine Catharine. Mir geht es so weit gut, denn ich habe einen guten Platz hier bekommen bei einem Meister, der noch acht Gesellen hat; aber Töchter hat der Meister keine. Auf der Reise ist es mir gut gegangen, nur habe ich viel ausstehen müssen auf der Eisenbahn. Die Stehwagen sind ein böses Ding, und doch sind sie für die armen Leute, die nicht viel Geld geerbt haben. In der einen halben Stunde hat mich's geschauert wie einen nassen Pudel von wegen eines Wolkenbruchs und weil ich keinen Schirm hatte, und hernach hat die Sonne wieder so auf uns gebrannt, daß mir der Angstschweiß ausbrach, und dazu noch der Zug von dem schnellen Fahren. So eine Eisenbahnfahrt im Stehwagen kann Einem die Gesundheit ruiniren auf seine Lebstage. Ich möchte nur wissen, für was die Landstände alle zwei Jahr zusammenkommen und denken nicht einmal an den armen Mann, der auf dem Stehwagen fahren muß. Sobald die Wahlen angehen, soll man liberal sein und freisinnig, wie sie's heißen, und hernach, wenn die Herren im Landstand sitzen, denken sie nicht mehr an die armen Leute, die ihnen zu ihrer Stelle verholten haben, oder sagen sie gar noch, für die armen Leute sei der Stehwagen schon recht, aber für die Reichen soll man auch noch Bettfläschchen in ihre Wagen anschaffen.

Ich habe einen Nebengesellen neben mir, das ist ein Luzerner und darf nicht mehr nach Haus, weil er den Freischaarenzug mitgemacht hat und die Jesuiten im Kanton Luzern an der Regierung sind. Der erzählt mir oft von den Jesuiten und den Freischaaren und da denke ich allemal an den vormjährigen Hausfreund. Es ist doch ein rechtes Unglück für die Schweiz, daß die Jesuiten sich dorten niedergelassen haben, und namentlich ist der Kanton Luzern jetzt übel daran. Horchet nur, wie es da gegangen ist. Als nämlich in Luzern eine Partei an die Regierung kam, die den Jesuiten günstig ist, so gab es einen großen Aufruhr in der ganzen Schweiz. Darum erhoben sich auch sogleich viele Schweizer aus allen freisinnigen Kantonen und machten eine Freischaar und wählten einen General und wollten nach Luzern ziehen, um die Jesuiten wieder zu vertreiben. Als die Jesuiten hörten, so machten sie sich an das Volk und hefteten es auf und sagten, die Religion sei in Gefahr; — und die Leute glaubten den Jesuiten, und versammelten sich im Landsturm, um die Freischaaren zurück zu treiben. — Und es gelang ihnen auch, weil bei den Freischaaren keine rechte Einigkeit herrschet und viele davon wurden zu Gefangenen gemacht. Nun hättet Ihr aber sehen sollen, wie die aufgewiegelten dummen Bauern mit den Gefangenen umgingen. Sie begingen Grausamkeiten und Mordthaten, ärger als die Heiden.

Ja, liebe Eltern und Freunde! ich habe da aus der Erzählung des Luzerners wiederum gesehen, wie verderblich es ist, wenn die Leute Alles glauben, was ihnen einer vormacht, es sei im Namen Gottes und der Religion oder auch der Freiheit! Die Religion verlangt keine Grausamkeiten von den Menschen, sondern Liebe zu seinen Brüdern; aber die falschen Propheten die hegen die Leute auf und verlangen von ihnen, sie sollen Andere hassen, welche dem Vortheil der Jesuiten Gefahr bringen könnten. Darum „trau schau wem?“ heißt's im alten Sprichwort, und daran wollen wir halten und bei Allem nachdenken: ist's auch recht und gut und nicht jedem falschen Propheten auf's Wort hin glauben.

Liebe Eltern und Geschwister! ich habe nun da vieles über die Jesuiten in der Schweiz geschrieben und fast keinen Platz mehr zu anderen Neuigkeiten, aber wenn ich einmal daran komme, muß ich mein Herz ausleeren. Nun lebet wohl! es grüßt Euch alle herzlich Euer getreuer Sohn

Philipp.

## Zweiter Brief.

Liebe Eltern und Geschwister!

In meinem letzten Brief habe ich so viel über die Jesuiten zu schreiben gehabt, daß ich keinen Platz mehr gefunden habe, auch noch andere Neuigkeiten zu schreiben. Ich stehe noch immer hier in Arbeit und es gefällt mir eines- theils recht gut. Zwar die Leute hier wollen mir nicht ganz behagen, sie sind grob wie Bohrenstroh und haben alle einen geheimen Hof- sart gegen die Deutschen. Ich weiß nicht wo- her dieß kommt, aber ich glaube daher, weil den Schweizern schon viel Uebels gethan wor- den ist von Deutschland aus; zwar nicht von unser Einem, aber von Andern, und da wird nun der Haß auf Alle übertragen. Auch kommt viel Lumpenvolk aus Deutschland nach der Schweiz, das alle Schandstreiche und Schlechtigkeiten begehrt und so Alle in Miß- kredit bringt.

Sonst thäte es mir schon gefallen in der Schweiz. Es herrscht hier ein viel größerer Wohlstand, als bei uns.

Hier gibt es kein immerwährendes Militär und auch keine Conscription. Hier ist jeder Bürger Soldat und muß alle Jahre, wenn die Reihe an ihn kommt, auf einige Wochen einrücken, d. h. aber nicht alle Altersklassen, sondern nur vom 20. bis 28. Jahre. Von den Offizieren hat jeder sein Handwerk oder sein Geschäft, und es gibt da Hauptmänner, Majore, Obersten, welche Metzger sind oder Bäcker, oder Kaufleute oder sonst ein Geschäft treiben. So lang sie im Dienst sind, haben sie ihre Uniform und ein Taggeld; wenn der Dienst vorbei ist, wird die Uniform wieder in Koffer gelegt und der Soldat, sei er Gemeiner oder Offizier, treibt wieder sein Geschäft. Diese Einrichtung kostet viel weni- ger Geld und die Offiziere sind auch nicht stolz gegen die Soldaten; denn nach dem Dienste sind sie alle wieder gleich. Daher sieht man häufig Offiziere und Gemeine mit einander im Wirthshaus oder sonst bei Gelegenheiten. Auch dürfen hier die Soldaten ihren Bart und ihr Haar wachsen lassen, wie sie wollen. — Das Ding hat mir recht gut gefallen.

Die Steuern sind deshalb auch gar nicht in Anschlag zu bringen in der Schweiz; wenn Einer ein großes Gut hat, so zahlt er des Jahrs ein paar Bazen und nicht mehr. Von alten Zeiten her hatten sie hier auch Zehnten und Bodenzins und Gülten und dergleichen Abgaben, die sind aber nun alle abgelöst wor-

den, und zwar hat der Staat das Meiste dabei gelitten und der Bauer hat fast gar nichts zur Ablösung beitragen müssen. Ja diejenigen haben ihr Geld wieder zurückbekommen, welche schon früher freiwillig ihren Zehnten abgelöst haben. Der Staat hat es ihnen wieder zurückbezahlt. Woher aber der Staat das Geld genommen hat, das will ich Euch ein Andermal sagen.

Voriges Jahr haben die Berner auch eine neue Regierung eingesetzt. Die alte hat ihnen nicht mehr gefallen von wegen allerlei Sachen, und da haben sie kurzweg eine neue Verfassung gemacht und eine neue Regierung gewählt. Wie lange diese den Leuten gefallen wird, kann man freilich noch nicht wissen, und dann machen sie eben wieder eine neue.

So ist es hier, liebste Eltern! und ich will Euch ein ander Mal noch mehr von der Schweiz schreiben. Für heute aber ist es genug, mein Brief wird sonst zu dick und kostet viel Porto.

Nun lebet wohl und seid wiederum einmal begrüßt von Eurem getreuen Sohn

Philipp.

Nachschrift. Saget des Nachbarn seiner Catharine, daß die Schweizermädchen, Maidische heißt man sie hier, alle schon versehen sind.

### Ueber das Auswandern.

Es wird wohl wenig geneigte Leser geben, die nicht einen Vetter oder einen Bruder oder sonst einen nahen Verwandten hätten, der nicht ausgewandert ist. Gewiß hat mancher geneigte Leser selber schon den Plan gehabt, mit den Seinigen fortzuziehen. Der Hausfreund kann es ihm nicht verdenken, denn es sieht manchmal gar zu traurig aus, und glücklich will der Mensch einmal werden, und möchte doch auch schon in dieser Welt, sei es in der alten oder neuen, etwas davon spüren.

Wenn es nun aber doch einmal ausgewandert sein muß, so ist die erste Frage: wohin? Diese Frage haben verschiedene Leute auf ganz verschiedene Weise beantwortet. Vor längerer Zeit war der Zug nach Polen sehr stark und ganze Familien zogen dahin. Es ist ihnen aber schlecht genug gegangen, denn dort ist es noch ärger als bei uns, weshalb auch die meisten wieder kamen. Andere wanderten nach Brasilien aus und wieder andere, besonders aber in der neuesten Zeit, nach Algier. Dieß ist aber Alles nichts. Brasilien ist so weit entfernt, daß wenn Einer die Reisetkosten auf-

wenden kann, er nicht auszuwandern braucht. Ueberdies ist in Brasilien Alles noch wild und gar nichts hergerichtet. In Algier aber ist es so, daß wenn heut ein deutscher Auswanderer ein kleines Gut angepflanzt hat und legt sich mit seiner Familie am Abend ins Bett, so kann es geschehen, daß er am andern Morgen ohne Kopf aufwacht. Die Franzosen, welche Algier eroberten, führen nämlich immer noch Krieg mit den wilden Stämmen des Landes, mit den Arabern, und diese kommen unversehens wie der Dieb in der Nacht auf ihren schnellen Rossen und verheeren und verwüsten Alles, was im ganzen Jahr angebaut worden ist, und schneiden den Leuten noch dazu die Köpfe ab, was nicht ganz wohl thut, und auch nicht Jedermann angenehm ist. Kurzum, mit Algier ist's nichts. Die Franzosen freilich möchten gerne Leute hineinlocken, damit sie das Land urbar machen; ob es diesen Leuten aber gut geht, darum bekümmern sie sich nicht.

Wenn nun Einer auswandern will, so hat er zunächst darnach zu fragen, ob das Land, wohin er will, auch ein Staat ist. Das heißt soviel, als ob in diesem Lande auch öffentliche Sicherheit herrscht, ob Gesetze da sind, welche den Bürger in seinem Recht schützen und ob diese Gesetze aufrecht erhalten werden können. Was thue ich mit dem besten Lande, wenn ich nicht einmal kecklich zum Fenster hinauszucken kann, ohne zu riskiren, daß mich ein Wilder todtschießt. Also darauf kommt es vor Allem an, ob in dem Lande Sicherheit und Rechtsschutz herrscht, und dann kommt erst die Frage nach den übrigen Beschaffenheiten des Landes: ob das Klima gesund, der Boden fruchtbar, die Gewerbe nährsam, der Handel und Wandel gut bestellt sind. Dieß ist nun Alles bei einander in Nord-Amerika. Dort trifft der Deutsche einen großen und mächtigen Staat, viele gute Gesetze, Freiheit so viel er braucht und will, so lang er nicht stiehlt oder sonst was thut, — gesundes Klima, fruchtbaren Boden, nährsame Gewerbe an. Nordamerika besteht nun aber aus vielen einzelnen Staaten und es kommt nun wieder darauf an, welches die besten für die Deutschen sind. Die südlichen Staaten sind für die Deutschen zu heiß und zu ungesund, besonders wegen des gelben Fiebers. Der Deutsche muß deshalb vor allem in die nördlichen ziehen. Unter diesen gibt es aber wieder einzelne, die nicht tauglich sind. So z. B. diejenigen, welche zunächst dem Meere liegen. Diese sind schon sehr bevölkert und es ist dort alles sehr theuer, besonders das Land, z. B. in New-York, Penn-

sylvanien und selbst zum Theil in Ohio, welcher Staat schon im Innern liegt. Der deutsche Auswanderer muß deshalb sich hauptsächlich nach dem Westen wenden, z. B. nach Missouri, Indiana, Illinois (sprich Illineis), Michigan (sprich Michigan), Iowa (sprich Ciowa) und Wisconsin. Hier trifft man noch eine Menge trefflicher Ländereien zu ganz billigen Preisen an.

Wenn nun der Auswanderer reisefertig ist, so ist es von besonderer Wichtigkeit, daß er sich an einen rechtschaffenen Agenten wendet und mit ihm den Accord wegen der Uebersahrt schließt. Er soll lieber einem deutschen Agenten von gutem Credit einen Thaler mehr bezahlen, als einem Fremden, der ihn später nur gar zu leicht betrügt. Den schriftlichen Accord soll der Auswanderer unter keiner Bedingung aus der Hand geben und ihn nicht gegen einen bloßen Uebersahrtsschein verwechseln, welchen der Agent ohnedieß verabreichen muß. Sodann muß im Accord ausdrücklich bemerkt sein, daß die Verköstigung anfängt vom Tage der Ankunft im Seehafen bis zur Abfahrt, und nicht bloß bis zur Besteigung des Seeschiffes. Denn es geschieht sehr häufig, daß das Schiff nicht gleich abfahren kann, und wenn der Auswanderer dann in seinem Contract die Verköstigung nicht auch für die Zeit bis zur Abfahrt festgemacht hat, so wird er nur in neue Unkosten versetzt.

Eine zweite Hauptsache ist das, daß der Auswanderer nach Abzug der Reisekosten noch soviel Geld übrig behält, daß er die Reise ins Innere des Landes, den Ankauf der Ländereien und die erste Einrichtung bestreiten kann. Eine mäßige Summe reicht dazu hin, denn das Reisen in Amerika ist wohlfeil, das Land auch, und zur ersten Einrichtung braucht man weiter nichts als etwas Schiff und Geschir, das Saat Korn und einige Stück Vieh.

Ist der Auswanderer nun an Ort und Stelle angelangt und hat Besitz von dem Lande genommen, das er gekauft hat, so heißt's einmal vor der Hand tüchtig geschafft. Armschmalz kostet's in Amerika, wenn man es zu etwas bringen will. Zuerst wird ein sogenanntes Blechhaus errichtet aus Baumstämmen, so gut es gehen mag. Hernach muß der Wald urbar gemacht werden, und zwar geht dieß nicht auf einmal, sondern zuerst ein Stück, so groß als man es für den ersten Sommer bewirthen kann. Die Bäume werden umgehauen, verbrannt und dieß gibt einen guten Boden, der in dem ersten Jahre keinen Dung braucht. Dann wird das Feld eingebaut und gibt im ersten Jahr bereits so viel Frucht,

daß die Haushaltung davon leben kann. Auch macht die Kuh jung und das Schwein auch, und da hat der Farmer, wie man den Anpflanzer nennt, nach dem ersten Jahr bereits einen guten Grund gelegt. Von feinem Grund und Boden macht er jedes Jahr immer mehr urbar, bis er damit fertig ist, und auf diese Weise gelangt er nach einigen Jahren in Besitz eines schönen Gutes, auf dem er nun völlig sein eigener Herr ist.

Niemand hat ihm etwas zu befehlen, wenn er seine Pflichten als Bürger erfüllt. Steuer bezahlt er gar keine oder nur ein paar Bazen, die nicht der Rede werth sind. Er fährt alle Wochen einmal auf den Markt, verkauft da sein Korn und sonst, was er entbehren kann. Wenn er auf die Jagd will, so hängt er die Büchse um und geht wohin es ihm beliebt und schießt, was er will. Kurz, er ist ein geborgener Mann und kann sich seines Lebens freuen. —

#### Wie der reiche Löser die Pseife aus dem Maul nimmt.

In einem gewissen Städtchen da war ein Jude Namens Löser, seines Zeichens ein Schuhmacher, der gewann vor einigen Jahren 10,000 Gulden in der Frankfurter Lotterie. Mit Geld kann man Alles machen, heißt's im Sprichwort, und so konnte sich der Löser mit seinen 10,000 fl. auch Respekt machen, den vorher Niemand vor ihm gehabt hatte. Er war jetzt der erste Mann in der ganzen Stadt und Alles zog den Hut tief ab vor dem reichen Löser, denn der Löser trieb seine 10,000 fl. gut um, und wer Geld brauchte, ging zum Löser und bezahlte ihm so viel und so viel Prozent. Der geneigte Leser weiß ja, wie es in solchen Sachen zu gehen pflegt.

Nun war einmal Gemeinderathssitzung und Bürgerauschuß, und der Löser war auch im Saal, und hatte sich nach seiner Gewohnheit zunächst an den Tisch des Gemeinderaths gesetzt, denn seit er 10,000 fl. gewonnen hatte, durfte er sich mehr herausnehmen, als andere Bürger. Als die Verhandlungen im besten Gang waren, zieht mein Löser auf einmal seinen Ulmerkopf aus dem Sack, stopft ihn, schlägt Feuer und raucht nach Herzenslust. Er thut dieß, ungeachtet daß die Verordnung existirte, daß Niemand im Rathssaal rauchen dürfe. Der Herr Bürgermeister und die Gemeinderäthe

sahen dem Ding ruhig zu, denn es ist ja der reiche Herr Löser, und weil er 10,000 fl. gewonnen, darf er sich mehr herausnehmen als andere Bürger. —

Nun war aber im Bürgerausschuß ein Bürger, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte, und den verdroß die Unverschämtheit des Löser's und die Geduld oder vielmehr Menschenfurcht des Bürgermeisters. Was thut er deshalb? Er geht her und zieht seine Pfeife auch aus der Tasche, stopft sie auch und raucht ebenfalls nach Herzenslust. Nun hätte man aber sehen sollen, wie der gestrenge Herr Bürgermeister über ihn herfuhr, und ob er nicht wisse, daß das Rauchen im Rathsaal verboten sei? „So?“ sagte hierauf der Bürger, „das Rauchen ist verboten? nun existirt das Verbot nicht auch für den Herrn Löser, der raucht ja dem Herrn Bürgermeister unter die Nase, und was dem Einem recht ist, ist dem Andern billig. So lange der Löser seine Pfeife nicht weg thut, thue ich die meinige auch nicht weg.“ Auf dieß hin konnte der Bürgermeister nimmer anders, er blinzelte deshalb dem Löser zu, so daß dieser emsig seine Pfeife auch wieder aus dem Maul nahm und einsteckte.

Merke: Wenn Einer das Herz am rechten Fleck hat, so richtet er mehr aus, als die geduldigen Schafe, die daneben stehen.

Merke zweitens: Michel laß dir nichts gefallen, wenn du in deinem Recht bist. —

### Das Bürgermeisteramt verweist.

In einem kleinen Dorfe befand sich ein Kaufmann, oder, wenn man will, ein Krämer, der mit Schnupftabak, Feuersteinen, Schwefelholz handelte und darauf einen ungeheuren Stolz hatte. Er bildete sich ein, gescheit zu sein, obwohl es viele Leute gab, die daran zweifelten. Nun war einmal Bürgermeisterwahl, und unser Krämer brachte es so weit, daß er zum Bürgermeister gewählt wurde. Zufällig mußte er am andern Tag mit seiner Frau über Land, um einer Theilung beizuwohnen. Damit er nun in seinem Kramladen keinen Ausfall erleide, ließ er den Abend durch den Ortsdiener ausschellen: „Wer Zucker, Kaffee u. s. w. kaufen will, der soll dieß heute Abend noch thun, weil das Bürgermeisteramt morgen in aller Fröh verweist.“

Was denkt der geneigte Leser von einem solchen Bürgermeister? Der Hausfreund glaubt,

es sei einer nur Bürgermeister auf dem Rathshaus, wenn er aber nach Hause geht und seine eigenen Geschäfte besorgt, so sei er wieder ein Bürger wie andere auch.

Auch meint der Hausfreund, der Ortsdiener und die Gemeindefchelle sei nicht zum Zucker- und Kaffee-Ausschellen da, sondern einzig und allein für Gemeindefachen. Wenn dieß nicht wäre, so könnte der Bürgermeister am Ende auch ausschellen lassen, er brauche eine neue Schlaffappe, wer eine solche zu verkaufen habe, der soll zu ihm kommen.

### Der geprellte Zimmergeselle.

Es war einmal ein Zimmergeselle, der stand in Arbeit zu Mannheim. Dort lernte er eine Jungfer kennen, welche nicht den besten Leumund hatte; unser Zimmermann aber fing Bekanntschaft mit ihr an, denn sie hatte ein gutes Mundstück und schwätzte ihm allerlei vor, an dem kein wahres Wort war. So erzählte sie ihm auch, daß ihre Mutter ein schönes Vermögen habe und sie einmal auf eine gute Aussteuer rechnen könne. Mein Zimmermann glaubte Alles, und in seiner Freude über die reiche Braut fährt er am nächsten Sonntag mit ihr in seine Heimath, um seiner Mutter mitzutheilen, was er für eine vornehme Bekanntschaft gemacht habe. Daheim wurde nun aufgetragen, was im Haus war, Braten, Wein und Kaffee, und die ganze Familie hatte eine Freude an der reichen Braut. Am andern Tag geht der Zimmermann mit seinem Schatz in die Stadt und kauft tüchtig ein. Ein schönes Halstuch und eine neue Haube, also, daß die Braut sehr erfreut darüber war. So zog das Pärlein ein paar Tage mit einander herum, bis das Geld ausging, und der Zimmermann wieder nach Mannheim fahren mußte. Es war Abend, und als sie mit einander im Bahnhofe zu Mannheim ausstiegen, traf der Zimmermann den Kameraden, mit dem er nur ein paar Worte sprechen wollte.

Diesen Augenblick nahm seine geliebte Braut in Acht, machte sich auf und davon, und als der Zimmermann nach seinem Schatz sich umsehen wollte, war Niemand mehr da. Fort war nun die reiche Heirath und die Aussteuer, das Geld aber war ausgegeben, und der Zimmermann wurde dazu recht ausgelacht.

Merke: Es ist nicht Alles Gold, was glänzt.

## Etwas von einem Gemeinderath und seiner Frau.

(Mit einer Abbildung.)

War einmal ein Gemeinderath in dem Dorfe so und so, der entlehnte von einem Bürgermeister in der Nachbarschaft ein Capital von 110 fl. auf Handschrift. Nach der Verfallzeit begab sich der Gläubiger zu seinem Schuldner um das Geld in Empfang zu nehmen; dieser aber sagte ihm, es thue ihm leid, er habe das Geld noch nicht Alles beisammen, und der Herr Bürgermeister möchte doch noch einige Zeit Geduld haben. Hierauf antwortete der Bürgermeister, dieß habe gar nichts zu sagen; aber weil er im Augenblick Geld brauche, so möchte er einstweilen das mitnehmen, was vorrätzig sei. Dieß betrug etlich und achtzig Gulden. Der Gemeinderath holte dieses Geld auch richtig herbei und nachdem er es auf den Tisch gezählt hatte, brachte die Frau ein Lintenzug und der Bürgermeister zog die Handschrift aus der Tasche um darauf die Abschlagszahlung zu quittiren. Weil aber die Feder nicht recht ging, so wollte er sie etwas spitzen und ging deshalb mit dem Federmesser an das Fenster. Diesen Augenblick nahm die Frau in Acht und streifte das Geld und die Urkunde in ihren Schurz und sprang damit auf und davon zur Thüre hinaus. Der Bürgermeister ihr nach. An der Hausthüre des Nachbarn hatte er sie beinahe erwischt, allein der Mann war auch hinten drein gekommen und zog ihn von hinten zurück, so daß die Frau in das Haus gelangen und die Thüre hinter sich abschließen konnte. Natürlich konnte der Gläubiger nichts mehr machen, und ging deshalb zum Bürgermeister des Orts und zeigte ihm den Vorfall an. Dieser aber erwiederte ihm, er solle so etwas nicht wieder sagen, er kenne den Mann und der sei bekannt, daß er so etwas sich nicht zu Schulden kommen lasse. Hierauf ging der Gläubiger zu Oberamt und brachte seine Sache dort zur Klage, worauf dann am andern Tage der Brigadier mit 2 Gensdarmen abgeschickt wurde, um bei dem Gemeinderath Hausuntersuchung vorzunehmen. Vorher wurde der Gemeinderath noch aufgefordert, das Geld nebst der Handschrift herauszugeben. Er aber läugnete Kump und Stump Alles weg und sagte, er sei dem Bürgermeister nichts mehr schuldig. Hierauf wurde gesucht, und es fand sich auch richtig in einem Wandschrank das Geld nebst einem zerrissenen

Papier, welches die Handschrift war. Der Brigadier hielt diese der Frau unter die Augen, um sie zu überweisen; sie aber riß sie ihm plöglich aus der Hand und fuhr damit zum Maul und wollte sie schnell hinunterschlucken. Glücklicherweise wurde sie aber daran von dem Gensdarmen verhindert.

Natürlich war jetzt der Beweis geliefert, und die Sache wurde wieder dem Amt übergeben. Die Frau wurde sofort zu  $\frac{1}{2}$  Jahr Arbeitshaus und der Mann zu vier Wochen Gefängniß verurtheilt. — Beiden wurde die Strafe im Gnadenweg für die Frau auf 4 Wochen und für den Mann auf 8 Tage Gefängniß gemildert.

Merke: Es ist sehr erbaulich, was es oftmals für Gemeinderäthe gibt. Das kommt von den schlechten Wahlen, wenn die Leute auf das Geld oder die Verwandtschaft sehen und nicht auf die Person.

Merke zweitens: Das Merkwürdigste an der Geschichte ist, daß der Gemeinderath immer noch im Gemeinderath sitzt.

Merke drittens: Es ist nicht rathsam, daß man eine Schuldurkunde aus der Hand gibt, ehe man sein Geld hat.

Merke viertens: Es ist nicht gut, wenn Einer aus Bosheit gefehlt hat und er wird begnadigt. Die Dummheit oder die Einfalt soll begnadigt werden, aber nicht die Bosheit.

## Die wandelbare Braut, eine traurige Geschichte.

Der Hausfreund spazierte einst an einem schönen Abend die Bergstraße hinunter und dachte über Allerlei nach, so auch, was er dieß Jahr wieder in Kalender setzen wolle. Ueber einmal hörte er Jemand hinter sich drein kommen und schaut deshalb um, denn er hat's nicht gern, wenn Jemand Abends hinter ihm läuft und er weiß nicht, wer es ist. Es ist dem Hausfreund nur von wegen den Schlägen, die man bei der Gelegenheit so unversehens bekommen kann, man weiß nicht wie. Dießmal aber war's nicht so gefährlich, denn es war nur ein Mägdlein, so ungefähr 1000 Wochen alt, und war lieblich anzuschauen, mit rothen Backen, und hatte einen Hängkorb am Arm und auf dem Kopf ein weißes Häubchen.

„Wo kommt denn das Mädel her?“ — fragte der Hausfreund und kneipte es ein wenig in die rothen Backen; denn der Hausfreund ist

Der  
gen,  
ihm  
zum  
cken.  
dem

fert,  
ber  
jahr  
chen  
die  
f 4  
Ge

oft  
nmt  
auf  
und

an  
mer

daß  
ibt,

Es  
ber  
soll

tem  
und  
dies  
ber  
om  
icht  
und  
us  
an  
nen  
r's  
ig  
ar  
und  
em

tig  
ist



auch von Fleisch und Wein und sieht ein nettes Mädchen lieber als ein häßliches. Da zog das Mädchen die Achsel in die Höhe, lachte und sagte: „Aus der Stadt.“ Nun fragte der Hausfreund: „Wohin?“ und so gab ein Wort das andere und der Diskurs wurde fortgesetzt. Der Hausfreund erfuhr nun, daß die Jungfer in der Stadt gewesen sei und habe ihren Bräutigam besucht. Nun fragte der Hausfreund, wer der Bräutigam sei? darauf antwortete die Jungfer: „Er sei im Bahnhof angestellt und habe alle Monat 24 fl. Lohn, und auf Ostern werden sie einander heirathen. Der Hausfreund meinte nun, daß sei ein kleiner Verdienst und man könne nicht viel dabei aufstecken. „Allesdinge,“ erwiderte das Mädchen, „ist der Verdienst gering, aber ich bin halt ein armes Mädchen, und wir müssen eben sparen und dürfen keine überschwänglichen Ausgaben machen. Darauf erzählte sie dem Hausfreund, daß sie schon in Mannheim im Dienst gewesen sei bei einem reichen vornehmen Herrn, der habe auch eine Frau, aber bekomme keine Kinder, und doch habe er sie aus Neigung geheirathet. Sie sei auch ein armes Mädchen gewesen und habe ihr Brod mit Nähen und Bügeln verdient. Der Herr habe aber eine Neigung zu ihr gefaßt und habe ihr das Heirathen angetragen. Sie habe ihm geantwortet: „Wie komm' ich mir vor, ich bin ein armes Mädchen und Sie sind ein reicher Herr und wie können Sie mich heirathen. Aber ich weiß es wohl, Sie wollen eben O'spaß mit mir treiben.“ Der Herr habe ihr aber geantwortet, daß er nimmer von ihr lasse, und daß es ihm Ernst sei, und darauf haben sie einander geheirathet und leben jetzt ganz glücklich und vergnügt mit einander bis auf die Kinder. Als das Mädchen dieß erzählt hatte, machte sie auch ein Merke dazu. Sie meinte nämlich, es könne einem reichen Herrn oftmals gar nichts schaden, wenn er ein armes Mädchen heirathe, denn er könne doch glücklich mit ihr leben. Nun merkte der Hausfreund schon, wo sie hinaus wollte und sagte deshalb zu ihr, um sie auf die Probe zu stellen: Er sei der Hausfreund und habe immer gedacht, er nehme auch lieber ein armes Mädchen; es müsse aber so beschaffen sein, wie dasjenige, das neben hergehe. Da lachte das Mädchen wieder und sagte: „Ja, ich glaub's nicht.“ Der Hausfreund aber versicherte, daß es sein Ernst sei, und fragte dann, ob sie denn nicht Frau Hausfreundin werden möchte, wenn er ihr den Antrag stelle? Darauf wollte das Mädchen anfänglich nicht heraus mit der Antwort. Als aber der Hausfreund in sie drang,

ihm ihre Meinung zu sagen, so gestand sie endlich: ja, wenn sie wüßte, daß es ihm Ernst wäre, so sei sie nicht abgeneigt. Darauf sagte der Hausfreund wieder: „Aber was würde denn der Bräutigam dazu sagen?“ „Mit dem wäre ich gleich fertig,“ antwortete hierauf das Mädchen; „ich würde ihm sagen: Siehe, da könnte ich jetzt einen guten Anstand haben, und du wirst mir auch nicht vor meinem Glück sein wollen. Wenn es dir daher nimmer recht ist, so darfst du es nur sagen und wir wollen geschiedene Leute sein.“ Als aber das Mädchen so sprach, da wurde der Hausfreund sehr ernst und nachdenklich, denn er hatte einen tiefen Blick in den traurigen Zustand des Volkes gethan. Er hatte abermalen die Erfahrung gemacht, wie das Geld und die Armuth alles Schöne und Edle im menschlichen Leben vergiftet, — wie es die Ehen vergiftet, und die Liebe und jedes menschliche Gefühl vernichtet. Um Geldes Willen hatte das Mädchen mit ihrem Bräutigam Handstreich gemacht, um Geldes Willen hätte es sich wieder von ihm geschieden, wenn es der Hausfreund zur Hausfreundin gemacht hätte. Der Hausfreund will übrigens hierüber nicht weiter sprechen, aber dem geneigten Leser gibt er als Merke auf, zu bedenken, was gewöhnlich die Folge von solchen Ehen ist, und was daraus entsteht, wenn um Geldes Willen geheirathet wird.

### Ueber Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Gerichts-Verfahrens.

Gewöhnlich läßt der rheinländische Hausfreund die Gerichte und das Gerichtswesen in Ruh. Das kommt daher: Einestheils hat er von früher her vor denselben allen möglichen Respect und denkt: beißt du mich nicht, so laß ich dich gern in Fried. Andernteils hat es darin seinen Grund: Man hat dem Bauern vor vielen, vielen Jahren seine natürlichsten Rechte benommen, man hat ihm weiß gemacht, er soll nur hübsch fein hinter seinem Pflug dreinlaufen und sich an sein Krautland halten; das Amten und Versprechen und Zuhören vor Gericht sei Nichts für ihn, da müsse man geschiedtere Leute dazu haben, die in allem möglichen Wust des römischen und canonischen Rechts sich herumverstudirt hätten. Der Bauer hat damals gedacht, die Leute, die dich dessen belehren, sind geschiedter als du und müssen auch Recht haben; er hat seine Hände in Unschuld gewaschen

und gesagt: machet was ihr wollt, amtet über mich, so lang ihr wollt; dabei ist freilich kein kleines Stücklein Thorheit mitunter gelaufen, wenn der Bauer sich davon enthalten hat, weil er raisonnirt hat: ich versäume dann auch meine Zeit nicht mit derlei Sachen und kann meinem Feldbetrieb um so ruhiger nachgehen. So haben eben dann, nachdem sich der Bauer davon zurückgezogen hatte, die weisen Herren des Gerichts geschaltet und gewaltet, haben in den lateinischen Gesetzbüchern hinten und vornen gesucht, haben sich dazu großmächtige Brillen und noch größere Perücken aufgesetzt, sind einander auch, weil natürlich jeder wieder seinen eigenen Kopf gehabt hat, in die Haare gekommen, und haben sich endlich größtentheils so confus einstudirt, daß sie selber zuletzt nimmer gewußt haben, wo ihnen der Kopf steht.

Dieser Unsicherheit ist in neuern Zeiten durch Gesetzbücher abgeholfen worden, wo auch der Bauer seine Nase hineinlegen und sehen darf, was mit ihm Rechtens ist. Und es schadet ihm gar Nichts, wenn er's manchmal thut. Der Rheinl. Hausfreund rathets ihm und er wirts ihm auch seiner Zeit danken. Das ist die erste Kenntniß, die er sich in dem besprochenen Punkte verschaffen kann.

Dann kommt aber auch noch ein anderes Capitel. Es wird in neuerer Zeit so viel gesprochen von Wiedereinführen des öffentlichen und mündlichen Verfahrens im Gerichtswesen. Das ist einmal ein ganz interessantes Capitel und es kommt selten ein Artikel mit dieser Überschrift in den öffentlichen Blättern, den der Rheinländische Hausfreund nicht eifrig zur Hand nimmt und durchliest. Der Hausfreund hat aber gerade vom Wiedereinführen des öffentlichen und mündlichen Verfahrens gesprochen und damit merken lassen, daß es schon einmal da gewesen ist. Wie ich schon oben gesagt, ist es schon einmal da gewesen, aber der gemeine Mann hat sich Nichts darum bekümmert und die Gescheidteren handthieren lassen. Das soll jetzt anders werden. Der gemeine Mann soll Alles, was mit ihm und mit Anderen vorgeht, selbst mit anhören können; er soll, wenn es Noth thut, auch selbst sprechen können, wie es ihm ums Herz ist, warum er Das und Das gethan und warum er Dieses oder Jenes unterlassen hat. Er soll, wenn der Richter alle Schuld nur auf ihn hineinschieben will, sich frei und öffentlich vertheidigen können, so daß Jedermann aus der Gemeinde und überhaupt, wer gerade da ist und sich für seine Schuld oder Unschuld interessirt, ihm ins Herz hineinsehen und sein Urtheil bilden kann. Und das

ist doch gewiß ein großer Vortheil. Ein Mancher wird von bösen Zungen gleich angeschwärzt, wenn es heißt, er muß vor Amt laufen, und da und dort munkelt man schon Alles Mögliche, was er gethan haben sollte. Wenn derselbe dann aber öffentlich da steht und sich gegen die Anklage vertheidigt, so kann auch der gemeine Mann sich gleich überzeugen, was an der Sache ist, ob er ihn, wie seitner, für einen ehrlichen Mann anzusehen hat, oder ob er ihn für einen Schurken und Spitzbuben halten muß. Dem Schurken freilich, der seither für einen ehrlichen Mann gegolten hat und nun vor aller Welt in Schand und Spott da stehen muß, dem wird es nicht zum Besten zu Muth sein. Deshalb ruft der Rheinl. Hausfreund Jedem das goldene Sprüchlein der heiligen Schrift zu: Thue Nichts Böses, so wiederfähret dir Nichts Böses. Und wenn einmal Jeder weiß, daß er öffentlich über sein Thun und Lassen Rede stehen muß, daß Schurkenstreiche, die seither eben in die Acten hineingeschrieben worden sind und mit denselben vermodert sind, aus Tageslicht kommen, so wird er sich auch eher vor solchen hüten. Das ist die Meinung des Rheinl. Hausfreunds und das wird auch Jeder als natürlich finden. Deswegen ist diese Einrichtung für die Sittlichkeit von unendlichem Werthe und man kann bei dem großen Nutzen füglich drüber weggehen, wenn diejenigen, die dem Fortschritte feindselig sich gegenüberstellen wollen, als Nachtheil hoch herausheben, daß damit der Spitzbube erst die Spitzbuberei lerne, wenn er sie öffentlich mit anhöre.

Neben dem stitlichen Werthe hat die Einrichtung aber auch noch einen weiteren Nutzen, der mindestens eben so hoch anzuschlagen ist; nämlich den, daß sich der gemeine Mann eben damit auch bildet, und daß er fortschreitet, ohne daß er sich lang in den Büchern herum vertieft, und überhaupt ohne daß er nur weiß, wie es kommt, daß er gescheidter worden ist. Er sammelt eine Menge Erfahrungen, die er dann anwenden kann, wenn es am Platz ist, die einzelnen Fälle prägen sich ihm ein, er weiß gleich, wie es in ähnlichen gehalten werden wird, er bildet sich ein eigenes Urtheil, spricht auch mit seinem Nachbar oder beim Schoppen über Dies und Jenes, und lernt damit denken und sprechen; er entledigt sich damit unversehens so mancher Fessel, die ihn seither gebunden hatte, er wird selbständiger; und Alles dieses ist der mächtigste Hebel zur Liebe, zur Freiheit und zum Vaterlande — nicht nur des Vaterlandes, das er zunächst als das seinige ansehen muß, weil er dort geboren ist und dort

wohnen muß, sondern des gemeinsamen deutschen Vaterlandes, des großen deutschen Volkes, dessen Glied er sich mit Stolz nennen darf, und das gerade gegenwärtig berufen ist, auf der Bahn, die es eingeschlagen hat, mit Ueberwindung aller Hemmnisse fortzuschreiten.

### Der Falschmünzer.

Eine wahre Geschichte.

Weil der rheinländische Hausfreund so gerade einmal an den Gerichten und am Gerichtswesen ist, und sich darin warın gesprochen hat, so wird es ihm wohl erlaubt sein, in diesem Kapitel noch ein wenig fortzumachen. Es ist wahr und bleibt wahr, daß auch dann, wenn das Verfahren öffentlich ist, noch nicht Alles vollkommen wird. Es wird immer noch Irrthümer geben und die Unvollkommenheit der menschlichen Dinge wird auch dann noch, ohne daß man eine Brille aufzusetzen nöthig hätte, wohl sichtbar sein. Es wird auch dann noch mancher Lügner und Lügner seiner wohlverdienten Strafe entschlüpfen und kann auch der Fall vorkommen, daß Einer unschuldig bestraft wird. Doch meint der Rheinl. Hausfreund, es wird dieß weniger vorkommen, als es früher vorgekommen ist. Wie leicht Einer gar durch ein Spiel des Zufalls mit den Gerichten verwickelt werden kann, davon muß der Rheinl. Hausfreund eine Geschichte erzählen, die er kürzlich gehört hat und deren Wahrheit er verbürgen kann.

Jedermann hatte den Hansjakob von Michelshausen seither für einen braven, rechtlichen und namentlich grundehrlichen Menschen angesehen, der sich viele Mühe gegeben hat, es in seinem Gewerbe, das ihm schon so manchen Schweißtropfen gekostet, weiter zu bringen. Er hatte sich durch seine Arbeit auch wirklich schon eine Summe zurückgelegt, die ihm jährliche Zinsen abwarf, welche hernach sein Capital wieder vergrößern halfen. Es entstand deshalb allgemeines Erstaunen, als der sogenannte lange Kirschenpeter Abends von der benachbarten Stadt, in der sich ein Amtssitz befindet, heimkam, und die Nachricht brachte, daß Hansjakob falsch Geld gemacht habe und deshalb im Criminalthurm sitze. Er konnte diese Nachricht verbürgen, denn er hatte sie selbst vom Amtsdienner gehört, mit dem er, als seinem alten Kriegskameraden zusammengetroffen war. Groß war natürlich der Jammer der Verwandtschaft des Hansjakob. Es war auch schon ein Poli-

zeisolat beim Bürgermeister eingetroffen, der hernach beim Schoppen Wein über seine Sendung sehr geheim that und ein sehr wichtiges Amtsgeschäft hinschnitt. Am andern Morgen frühe machte sich dann Hansjakobs Bruder auf den Weg in die Amtstadt, mit einer guten Empfehlung vom langen Kirschenpeter an den Amtsdienner versehen, um selbst zu hören, was an der Sache sei und wo möglich seinen Bruder zu sprechen. Der Amtsdienner konnte ihm aber eben auch noch nicht viel guten Trost geben; er sagte ihm, daß sein Bruder noch im Thurm sitze, daß es übrigens ihm, dem ja schon so viele Verbrecher unter die Klauen gekommen seien, nicht so vorkomme, als ob eine Schuld auf dem Hansjakob sitze. Der Amtsdienner gab nur den Trost, daß er beauftragt sei, den Hansjakob in einer halben Stunde vorzuführen, wo ihm wenigstens Gelegenheit gegeben sei, denselben zu sehen, und aus seinem Zeichen Etwas zu vernehmen.

Die Veranlassung, wie Hansjakob in den Criminalthurm gekommen war, ließ sich sein Bruder so erzählen: Hansjakob hatte sich mit gefertigten Waaren Tags zuvor schon in der Früh in die Amtstadt begeben, um sie dem, der solche bestellt, dem Bäcker und Weinschneider, abzuliefern. Ohne mit Geld versehen zu sein, war er dort hin gekommen und hatte sich für seine Waare mit gut Geld, namentlich Vereins-Gulden, Zwei-Guldenstücken u. s. w. auszahlen lassen. Er hatte das Geld für acht eingenommen, so genau hatte er es übrigens auch nicht gesehen, weil er zu delicat war, als daß er dem Gutbrod, der es auf den Tisch hingelegt hatte, solches nachgezählt hätte; er war auch zu erfreut, eine ordentliche Summe auf einem Hausfein beisammen zu haben, so daß er es in großer Selbstzufriedenheit zusammenzog und in die Tasche steckte.

Hansjakob hatte noch einige Geschäfte gehabt, war namentlich in der Apotheke gewesen, hatte sich in der Handlung bei Better und Comp. einige Sensen eingekauft und sich sofort unterwegs begeben. In der nächsten, eine halbe Stunde entfernten Dtschaft ließ er sich die Sensen bei einem Schmied dengeln und als er in die Tasche hineinlangte, und den Groschen herauszog, dem er schuldig war, war es ihm auffallend, daß seine Gulden- und Zweiguldenstücke so einen ungewöhnlichen Glanz, der ins Blaue stach, bekommen hatten. Er zeigte dem Schmied eines der Guldenstücke, konnte aber kein Wort mehr reden, als dieser rundweg erklärte: hör Er, Er hat falsch Geld, Er ist beschiffen worden. Hansjakob wollte dem Schmied

nicht gern Glauben schenken, und ging mit seinen Sensen weiter. Unterwegs zog er natürlich alle zehen Schritte sein Geld heraus, setzte sich an den Rain, befah das Geld hin und her, ließ es auch klingeln und es kam ihm zuletzt selbst so vor, daß es mit dem Geld nicht ganz sauber sein könne. Er war noch bis ins nächste Ort gekommen und hatte dort wegen des Geldes angefragt. Der Schulmeister kam dazu, es schaarnten sich noch mehr Leute herum, allgemeine Stimme war aber eben: hör Er, Er hat lauter falsch Geld, er ist beschissen und betrogen, das Geld Alles zusammen ist keinen halben Gulden werth, trag Er's nur wieder dahin, woher Er es bekommen hat.

Den Bäcker Gutbrod hatte Hansjakob als einen rechtschaffenen Mann und guten Bürger gekannt und er getraute sich nicht einmal, den Leuten zu sagen, daß er das Geld dorthier habe. Es war ihm schon eine Verlegenheit, nur mit einer derartigen Anfrage zurückzugehen, weil er dachte, er werde beleidigen und werde sich seine Kundschaft dadurch verschlagen. Doch konnte er das Geld auch nicht heim nehmen und so ging er denn eben, freilich betrübten Herzens, in die Stadt zurück.

Gleich zu Gutbrod hinzugehen, das getraute sich Hansjakob nicht, er begab sich demnach zunächst zum Kaufmann Better, bei dem er die Sensen gekauft hatte, und ließ ihn das Geld sehen, weil er dachte, der hat wohl schon mehr falsch Geld unter die Hände bekommen als du, und der wird es auch kennen, wenn es falsch ist. Better hatte die Münzen kaumesehen und auf dem Kadentisch klingeln lassen, als er dem Hansjakob erklärte: Er hat lauter falsch Geld! — und ihn mit ernster Miene frug: woher hat Er das Geld? Hansjakob stand todesblaß da, und wurde noch mehr verwirrt, als Better seine Angabe, als hätte er das Geld vom Bäcker Gutbrod bekommen, für Unwahrheit erklärte. Better nahm das Geld zusammen und sagte dem Hansjakob: komm' Er nur, guter Freund, wir wollen einmal hinauf zum Gutbrod und wollen hören, was der dazu spricht! Hansjakob konnte nicht anders, als folgen.

Wie sie hinaufkamen, saß Gutbrod gerade bei einer Gesellschaft, die in der Backstube sich einen guten Zehner schmecken ließ, und waren unter dieser Gesellschaft namentlich auch der Thierarzt, der dritthalb Centner schwere Stadtmüller und der Mehthändler Ziber. Frau Eva war am Backtisch und verkaufte Brod. Better zog das Geld aus der Tasche heraus und legte es dem Gutbrod mit der Frage vor, ob er

dieses Geld kenne, ob er es dem Hansjakob ausbezahlt habe. Gutbrod erinnerte sich zwar, dem Hansjakob ähnliche Münzsorten gegeben zu haben, sprach sich aber bestimmt dahin aus, daß Hansjakob dieses Geld nicht von ihm bekommen habe. Frau Eva hatte das Geld auch gesehen und klingeln lassen und mußte mit ihrem Mann übereinstimmen. Solches Geld, meinte sie, hätten wir nicht eingenommen und nicht ausgegeben, denn das ist ja augenscheinlich falsch, es hat ja einen ganz blauen Schein und klingelt auch ganz so, wie falsch Geld. Wer das Geld sah, mußte es für falsch erkennen.

Daß der Hansjakob ein schiefes Gesicht dazu hingemacht hat, das kann man sich leicht denken. „Ich sollte das Geld nicht von Euch bekommen haben?“ sprach Hansjakob. „Ich habe ja sonst gar kein Geld gehabt, ich habe keines hergebracht, es kann also nur das sein, das ich von Euch bekommen habe.“

„Ihr habt es nicht von mir bekommen!“ erklärte Gutbrod, ärgerlich darüber, daß er für eine gute Arbeit falsch Geld bezahlt haben sollte; „wir geben kein falsch Geld aus; solche Leute muß Er wo anders suchen;“ — meinte Frau Eva, die auch schon die Beleidigte spielte.

„Und es ist doch so!“ wiederholte Hansjakob; „ich kann es ja von Niemand anders haben, als von Euch, wie könnet Ihr einen Mann so in's Unglück stürzen wollen!“

„Ich ins Unglück stürzen! — wir ins Unglück stürzen!“ fuhren Gutbrod und seine Eva den Hansjakob an: — „daß Er falsch Geld bei sich hat, das will er jetzt auf uns hinauschieben, da ist Er ins unrechte Haus gekommen, reis' Er sich zum Haus hinaus!“

Hansjakob betheuerte und beschwor: „Ich habe das Geld nur von Euch!“ Es half aber Alles Nichts, man glaubte es ihm nicht, man kannte den Gutbrod und seine Eva zu gut, als daß man sich hätte überzeugen können, daß das Geld von ihnen sei.

Da Hansjakob auf seiner Behauptung blieb, da er auch noch alle mögliche Verwünschungen über das Gutbrod'sche Haus, das ihn unglücklich mache, ausgestoßen hatte, so fehlte gar wenig daran, daß man ihm das Kamisol ein wenig gegerbt und daß man ihn vor des Zimmermanns sein Loch unsanft hinaus befördert hätte.

Doch, das hätten der Stadtmüller, als Rathes- und Gerichts-Berwandter, und auch der Better nicht gelitten. Der Letztere erklärte aber dem Hansjakob: „Da die Sache so ausseht, so kommt Er eben einmal mit mir, wir wollen aufs Amt und wollen sehen, wo das Geld herkommt!“

Hansjakob folgte, ließ aber, ehe er hinaus-

ging, noch einen schweren Blick auf Gutbrod und seine Eva fallen.

Der Amtmann, zu dem sie kamen, prüfte das Geld mit sehr wichtiger Miene, und es war wohl zu merken, daß ihm die Sache immer bedenklicher vorkam, je länger er das Geld klingeln ließ und hin und her betrachtete. Das Geld erschien, obwohl theilweise frühere Jahrezahlen darauf standen, als ganz neu, hatte ein verdächtiges bläuliches Aussehen, die Buchstaben und Bilder waren etwas größer und etwas verschwommen, der Klang war dumpf und das Gewicht war auch etwas stärker, als bei den ächten. Sonst war aber das Gepräge gut getroffen und die Falschmünzer konnten jedenfalls keine Stümper in der Kunst sein. Der Amtmann rieth hin und her, was für eine Composition das wohl sein möchte; er kam aber, obwohl er sich in den betreffenden Wissenschaften einige Kenntniß erworben hatte, nicht mit sich ins Reine. Auch die weiteren Sachverständigen, die sich zufälligerweise bei ihm befanden, konnten ihm auf keinen grünen Zweig verhelfen.

Hansjakob wiederholte dem Amtmann auf dessen Befragen das, was er schon bei Gutbrod erklärt hatte: daß er nämlich das Geld von diesem eingenommen hätte. Als aber der Amtmann den Gutbrod und die Frau Eva vorberufen hatte, zogen sie in Abrede, daß das Geld von ihnen herrühre. Sie hatten, gaben sie an, dem Hansjakob wohl ähnliche Münzforten gegeben, aber solch falsches Geld war nicht aus ihren Händen gekommen. Der Amtmann ließ durch den Amtsdienner nachsehen, ob Hansjakob nicht noch mehr Geld in der Tasche habe, und als sich kein solches mehr bei ihm vorfand, nachdem Hansjakob auch seine Auslagen hatte nachweisen müssen, wurde er über den Marktplatz hinüber in den Criminalthurm abgeführt.

So stand es, als Hansjakobs Bruder ungeduldig in der Eckstube wartete und durch die Fensterscheiben hinaus — denn das Fenster zu öffnen getraute er sich nicht, — zum Criminalthurm hinüberschaute. Es erregte allgemeines Aufsehen, wie Hansjakob, der Falschmünzer, durch den Amtsdienner herüber ins Amthaus geführt wurde; die Leute mußten sich nur verwundern, wie er so unbefangenen Blicks, als ob er sich keiner Schuld bewußt wäre, die Straße hinauf und hinunter schaute. Gutbrod und die Frau Eva standen schon auch beim Amthause, und erst als Hansjakob ihrer ansichtlich wurde, konnte er seinen Nerger nicht verbergen. Sie wiederholten, dem Hansjakob gegenübergestellt, ihre früheren Aussagen, während dieser hoch und theuer beschwor, daß er das falsche Geld

von Niemand anders, als von ihnen habe. Der Verdacht gegen Hansjakob verstärkte sich noch in bedeutendem Grade dadurch, daß der Amtsdienner dem Amtmann die Anzeige machte, er habe bei Hansjakob Quecksilber, in einem Papier eingewickelt, in der Tasche gefunden, ebenso Pulver, das zu Münzformen benutzt werden konnte. Hansjakob erklärte den Besitz dieser Gegenstände zwar auf eine ganz unschuldige Weise, daß er nämlich das Quecksilber zu einer Kräusalbe für ein Kind seines Nachbarn, und das Pulver als Heilmittel für ein krankes Stück Vieh gekauft habe. Dagegen ließ ihm aber der Amtmann vermerken, daß man das Quecksilber sehr gut zur Ueberkleidung falscher Münzen brauchen könne.

Sofort wurde eine chemische Prüfung der Münzen vorgenommen, welche ergab, daß die Münzen sämtlich ächt, aber mit einem Quecksilberüberzuge versehen waren, welcher das Aussehen von Münzen verändert, und die Täuschung bewirkt hatte. Hansjakob hatte das in der Apotheke erkaufte, nur mit einem Papier verwickelte Quecksilber unvorsichtigerweise in die Tasche zu seinem Gelde hineingethan; dasselbe war theilweise herausgerollt, hatte sich durch die Wärme mit dem Gelde vereinigt, und so hatten sich durch ein Spiel des Zufalls die ächten Münzen in falsche verwandelt, während Hansjakob von der Stadt aus den Weg von einer Stunde zurückgelegt hatte. Hansjakob wollte es kaum glauben, daß es so gegangen sein konnte, mußte sich aber doch davon überzeugen, als der Amtmann vor seinen Augen ein ächtes Guldenstück durch Ueberstreichen mit Quecksilber in ein falsches verwandelte. Zum Beweise, daß er unschuldigerweise in Haft gewesen, gab ihm der Amtmann letzteres mit nach Hause.

Sein Bruder hatte natürlich eine große Freude, als er ihn ohne Begleitung des Amtsdienners aus dem Amthause heraus laufen sah, und rief ihn gleich herein in die Eckstube, wo dann Hansjakob unter großem Zudrange den ganzen Verlauf erzählte.

Nachher gingen die Brüder zum Gutbrod hinüber und thaten dort noch einen guten Trunk, und sehr rührend anzusehen war, wie Hansjakob die Frau Eva um Verzeihung bat, daß er ihr Unrecht gethan habe. Die Frau Eva aber meinte, sie hätte ihm ja auch Unrecht gethan, während doch beide Recht gehabt hätten.

## Von den Geschwornengerichten.

Ebenso hat der geneigte Leser gewiß auch schon vielmal das Wort Geschwornengericht gehört und hat auch noch keine rechte Vorstellung davon, was dahinter steckt. Auch darüber will ihm der Hausfreund Auskunft ertheilen. Wenn heutiges Tags bei uns Einer etwas angestellt hat, z. B. er kommt in den Verdacht, er habe gestohlen, so weiß der geneigte Leser, wie es in einem solchen Fall zu geschehen pflegt. Der Verdächtige wird einmal vornweg arretirt und kommt ins Loch. Dann wird eine Untersuchung angefangen und der Richter nimmt Alles zu Protokoll und schreibt es in die Acten, was der Gefangene ausfragt. Wenn nun die Untersuchung geschlossen ist, so schickt der Richter, der die Untersuchung geführt hat, die Acten an das Hofgericht ein, und dieses thut nun einen Spruch und richtet sich dabei ganz nach den Acten und nach dem, was darin steht. Diese Art der Untersuchung hat aber viele Nachtheile.

Zum Ersten dauert die Untersuchung oft halbe oder ganze Jahre lang, und der Gefangene muß so lang sitzen, und am Ende wird er oft erst noch als unschuldig erkannt und freigesprochen.

Sodann kann man es Einem nicht übel nehmen, wenn man mißtrauisch ist und meint, der Untersuchungsrichter könne in die Acten hineinschreiben, was er will, oder er könne wenigstens die Antworten des Angeklagten so hinstellen, wie er es gern haben möchte, und der geneigte Leser weiß ja, daß es ein Leichtes ist, aus schwarz weiß und aus weiß schwarz zu machen, weshwegen die böse Welt die Juristen auch oftmals Rechtsverdreher nennt. Das Gericht, welches den Spruch thut, kennt den Angeklagten gar nicht und weiß nicht, was für Umstände dabei im Spiel waren, die dem Angeklagten zur Entschuldigung dienen, sondern es muß nach Dem urtheilen, was der erste Richter in die Acten geschrieben hat. Ferner hat der Untersuchungsrichter den Gefangenen ganz in seiner Gewalt, und wenn er nicht gestehen will, so kann er ihn durch allerlei Mittel dazu zwingen. Endlich kann bei einem solchen Gerichtswesen das Gericht einen Verbrecher nur dann verurtheilen, wenn so viel Beweise und Anzeigen gegen ihn vorliegen, als nöthig sind, damit das Urtheil gefällt werden kann. Daher kommt es, daß sehr häufig ein Verbrecher freigesprochen werden muß, weil zufällig nicht genug Anzeigen gegen ihn vorliegen, und Jedermann weiß aber, er hat es

gethan und er ist schuldig. Aber ein Anderer wird unschuldig verurtheilt, weil zufällig die vorgeschriebene Anzahl von Anzeigen gegen ihn vorliegen, ohne daß es ihm möglich war, auch Alles vorzubringen und zu beweisen, was ihn entschuldigt oder rechtfertigt.

Dieses ganze Gerichtswesen nennt man das geheime, schriftliche Verfahren, und ihm entgegen steht das Geschwornengericht.

Bei diesem geht es so zu. Wenn Einer etwas angestellt hat oder in Verdacht kommt, so wird er nach Umständen auch arretirt und verhaftet. Der Untersuchungsrichter macht nun eine Voruntersuchung, indem er die etwaigen Zeugen ermittelt und die sonstigen Umstände der That. Diese Voruntersuchung ist bald fertig. Hierauf werden die Geschwornen versammelt. Dieß sind angesehenen Männer aus dem Volk, welche dazu gewählt und verpflichtet werden. Vor diesen Geschwornen beginnt nun die eigentliche Verhandlung. Der öffentliche Ankläger trägt die Anklage vor und verlangt die Bestrafung des Thäters. Es werden die Zeugen verhört und die Umstände der That mitgetheilt. Der Angeklagte vertheidigt sich oder sein Advokat, und wenn die Verhandlung geschlossen ist, so werden die Geschwornen gefragt: „Glaubt Ihr nach Eurer besten Ueberszeugung und nach dem, was Ihr über diesen Fall u. s. w. vernommen habt, daß der Angeklagte die That begangen hat?“ und sagen nun die Geschwornen „Ja,“ so wird der Angeklagte vom Gericht verurtheilt; sagen sie aber „Nein,“ so kann ihm das Gericht nichts anhaben, und er wird sogleich auf freien Fuß gestellt.

Bei diesem Geschwornengericht besteht also der Vortheil, daß der Angeklagte nicht jahrelang im Gefängniß herumgeschleppt wird, denn die ganze Untersuchung dauert höchstens ein Vierteljahr. Die Antworten des Angeklagten werden nicht in die Acten geschrieben, sondern Alles wird mündlich verhandelt vor den Geschwornen. Die Hauptsache aber ist, daß beim Geschwornengericht Einer nicht so leicht widerrechtlich verurtheilt, oder ein wirklicher Verbrecher freigesprochen werden kann; denn wenn er unschuldig ist, so sprechen ihn die Geschwornen, seine Mitbürger, frei, und wenn er schuldig ist, so kriegt er seinen Lohn. Endlich hat das Geschwornengericht das Gute, daß Alles öffentlich verhandelt wird und Jedermann zuhören darf, außer dann, wenn solche Dinge zur Sprache kommen, welche die gute Zucht und Scham beleidigen. Da vergeht es natürlich dem Richter, die Sache leichtsinnig

und trüg zu betreiben oder zu verdrehen oder den Gefangenen hart oder grob zu behandeln. So, geneigter Leser! jetzt wähle, was Dir lieber ist, das bisherige geheime Gericht mit Akten, die Du nicht zu lesen bekommst und auch oft nicht verstehen würdest, oder das Geschwornengericht mit Deffentlichkeit und Mündlichkeit.

### Briefe.

Im vorigen Jahrgang hat der Hausfreund einige Briefe über Bürgermeister-Wahlen veröffentlicht, die zwar nicht zur Ehre jener Bürgermeister gereichten.

Damit aber der geneigte Leser erfährt, daß es auch wackere und ehrenwerthe Bürgermeister gibt, so theilt er folgenden Brief mit:

Rückerbach den 26. Jänner 1846.

Werthefter Hausfreund!

Da der Hausfreund sowohl als seine Leser wißbegierig sind auf allerhand Erzählungen und Neuigkeiten, so habe ich mir, als ein einfältiger Bürger und Landwirth, vorgenommen, etwas von der Bürgermeisterwahl in obigem Orte zu melden für den Kalender auf nächste Jahr.

Vor einiger Zeit wurde die Bürgermeisterwahl in unserem Orte vorgenommen. Da der bisherige Bürgermeister bereits eine Reihe von 29 Jahren sein Amt versah, und zwar so, wie es jedem Ortsbürger bekannt ist, ohne Nachtheil für die andern Bürger seine Stelle verwaltete, keinem Menschen ohne Zwang weh that, und auch als Steuererheber oft Jahre lang zusah, bis er sein zugelegtes Geld wieder erhielt, so konnte man erwarten, daß es gut sei, beim Alten wieder zu bleiben. Es gab wohl, wie in allen Gemeinden, Partei-Männer, und so fehlte es auch hier nicht daran.

Aber der Gegner des alten Bürgermeisters ist ein stolzer und ehrgeiziger Mann, welcher das Amt wohl wegen der Ehre, aber nicht wegen des Gemeindevortheils angenommen hätte. Weil aber der Altbürgermeister keinen Ehrgeiz, vielweniger einen Stolz auf sein Amt hatte, und ein Greis von 66 Jahren ist, so hatte die Gemeinde doch noch mehr Zutrauen zu dem alten, als wie zu einem neuen. Als nun gewählt wurde, so fielen von 50 Stimmen 39 auf den ehrwürdigen Greisen. Als er nun die Akten verlesen hörte, daß er von der Bürgerschaft wieder gewählt war, so freute es ihn so, daß ihm die Thränen in die Augen kamen, nicht deswegen, weil er sein Amt wieder be-

kleiden durfte; sondern weil er gerührt war über das Zutrauen, das ihm die Bürgerschaft wieder schenkte. — Drei Wochen darnach wurde er verpflichtet, und es vereinigten sich einige ledige Bursch, um ihm in der Nacht einen Maien zu stecken. Anstatt aber daß dieß nur einige thaten, versammelte sich die ganze Bürgerschaft und ließ auf ihre Kosten den Baum herbei schaffen und aufrichten. Zwölf Frauen und Mädchen zierten den Maien mit einem Kranz, worunter große breite Bänder waren, die schon unlängst in der Spinnstube herum geschaukelt wurden. Als der Maien zum Aufrichten fertig war, verkündeten einige Flintenschüsse den baldigen Aufzug. Sechs Musikanten erschienen mit Blechinstrumenten und spielten zu dem Aufzug; da erschien nun eine Menge Menschen, sowohl der Säugling, der auf den Armen der Mutter saß, als der Greis, welcher am Stöcklein wankte. Kein Auge blieb thränenleer, Alles wünschte und rief dem Vater Bürgermeister ein Lebehoch. Nach geendigtem Aufzug wurde nun jeder Bürger in des Bürgermeisters Wohnung eingeladen; hier gab er nun der gesammten Bürgerschaft eine Mahlzeit, um für die empfangene Liebe und Ehre zu danken. Die Musikanten spielten auf und zwei Jungfrauen brachten dem greisen Vater auf einer Platte den Glückwunsch, worauf ein Ehrenkranz lag, welchen sie dem Bürgermeister an die Brust hesteten. Hierauf that der Rathschreiber und jeder der Lehrer einen Spruch und wünschte dem greisen Vater zu seinem neuen Amtsantritt Glück und Segen. Hierauf folgte ein Bürger und sprach im Namen der Gemeinde folgende Worte:

„Ja Heil und Glück und Segen wolle unserem greisen Vater willfahren, daß er der Gemeinde gehe voran mit seinen guten Sitten; er lebe lange, er lebe hoch! und darauf die ganze Gemeinde einstimmte: ja er lebe hoch und abermal hoch!“ — Dieß rührte den alten Vater so, daß er sich umwandte, um eine Thräne im Auge zu trocknen.

So hat sich diese Geschichte zugetragen, und weil ich glaubte, daß sie einen Platz im Kalender verdiente, so habe ich sie aufgesetzt, wie es mir gerade eingefommen ist, und bitte deshalb, jeden Fehler und was nicht recht gesetzt und geschrieben sein sollte, zu verbessern, denn man kann es nicht gerade so setzen, wie es der Hausfreund macht.

Nun lebet wohl, auf gutes Wiedersehen!  
Euer ergebenster Freund.

## Die feindlichen Nachbarn.

In Hügelsheim am Rhein lebte vor 20 oder gar noch mehr Jahren der Schmied Grollhammer. Er stand allgemein in gutem Ansehen und kam mit Jedermann gut aus. Ganz anders war das mit seinen beiden Nachbarn, dem Schneider Liebnael und dem Schuster Schwarzpech. Wenn die anderen Nachbarn den Tag über fleißig bei ihrer Arbeit saßen und des Abends friedlich zusammenkamen und sich vor dem Haus Dies und Das erzählten, so mußten sie immer Zank und Streit beim Liebnael und beim Schwarzpech hören und kam es gar oft so weit, daß die Beiden einander tüchtig hereschlugen. Daran waren natürlich, wie gewöhnlich, die Weiber auch nicht wenig Schuld, denn sie hatten schon vom ledigen Stand her verschiedene Mucken über einander gehabt, und wenn die Eine in ihrer Küche nur einen krummen Tritt that, so machte die Andere, die von ihrem Haus Alles bemerken konnte, was drüben vorging, ihre Notizen und ihren Spott darüber. Aus einem Fehler einander deren zehen anzudichten und einander bei den Leuten schwarzer als schwarz zu machen, das war ihnen Freude. Dst konnte man bemerken, daß wenn ihre Männer hinter einander waren, auch sie zusammensprangen und einander an den Haaren herumzogen. So lebten die beiden Familien wie Ratten und Mäuse, und da sie einander beständig nach Schaden trachteten, so war es kein Wunder, daß sie auch in ihren Vermögensverhältnissen zurückkamen. Doch das wäre noch das Wenigste gewesen. Sie vernachlässigten auch die Erziehung ihrer Kinder und gaben ihnen ein sehr schlechtes Beispiel; sie lebten den Nachbarn zum Gräuel und raubten einander den Frieden ihrer Seele. Nicht umsonst singt die heilige Schrift den Frieden einer guten Nachbarschaft so schön, wenn sie sagt: „siehe, wie fetn und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig bei einander wohnen.“

Nachdem Liebnael und Schwarzpech, zu großem Aerger der Nachbarschaft, eines schönen Nachmittags auch wieder einmal einander tüchtig hergezantzt hatten, kam Ersterer Abends in den Stern hinüber. Er saß ganz verdrießlich allein am Tisch und dachte bei sich über den Unfrieden und Unstern in seinem Hause nach. Niemand hatte sich zu ihm hinsetzen wollen, da kam der Schmied Grollhammer und ließ sich auch einen Schoppen Rothen geben und setzte sich zum Schneider hin. Nachdem er einen Schluck genommen hatte, hub er mit ihm an: „Du führst so einen friedlichen und versöhnlichen Namen, mein besser Nachbar Lieb-

nael, wie kommt es, daß du mit dem Schwarzpech keinen Frieden halten kannst?“

„Wenn's auf den Namen gehen würde, meinte Liebnael, so müßtest du als Grollhammer mit Jedermann Handel haben. Mir, fuhr er weiter fort, „wär's auch lieber, wenn es anders wär', ich weiß selbst nicht, woher's kommt; mach' du's anders, wenn du's kannst.“

„Ich meine doch, es sollte anders gehen können,“ erwiderte Grollhammer; „bei euch müßte man freilich eine Radikalkur vornehmen, bis es Frieden gäbe.“

„Wenn du etwas thun kannst,“ entgegnete Liebnael, „so thu' es: mir ist die Sache längst entlicdet.“

„Aber du mußt dir gefallen lassen, was ich mit euch anfangen,“ meinte Grollhammer, „und mußt dich meines Mittels zufrieden geben.“

„Das thu ich auch,“ erwiderte Liebnael, „und auf einen Schlegel oder eine Raas Nothen kommt mir's hernach auch nicht an, wenn nur einmal Frieden wird.“ —

Am andern Abend kam der Grollhammer wieder in den Stern hinüber und wie er gerade seinen Ulmer Kopf mit einem guten Sternataback voll stopfte kam der Schuster Schwarzpech herein und setzte sich neben ihn hin und ließ sich einen Schoppen Rothen geben.

„Hör einmal, Schwarzpech,“ hub Grollhammer an, „das ist doch vorgestern wieder eine rechte Schand und Spott von euch gewesen, daß ihr einander so hergezprügelt habet; Ihr solltet euch Sünden fürchten! — konnet Ihr denn nicht auch Frieden halten wie andere Nachbarn, man meint, Ihr hättet gar kein Christenthum im Leib!“

„Es ist wahr,“ erwiderte Schwarzpech, „ich habe auch schon dran gedacht; ich weiß selbst nicht, wie's die Andern machen — mach' du es anders, wenn du kannst!“

„Ich will's anders machen,“ entgegnete Grollhammer, „aber was für eine Arznei ich dazu gebrauche, das mußt du mir überlassen und mußt dich damit zufrieden geben.“

„Ich lasse mir Alles gefallen,“ fiel ihm Schwarzpech ein, „und wenn du Frieden in Stand bringst, so stelle ich noch die beste Maß Wein auf den Tisch.“

Schwarzpech gab dem Grollhammer die Hand, und so schieden sie für diesen Abend aus einander.

Keine acht Tage ist's angestanden, da war's schon wieder unruhig drüben bei Liebnael und Schwarzpech. Liebnaels Frau hatte einer Hexe, die dem Schwarzpech gehört und die

war  
chaft  
urde  
nige  
einen  
nur  
Bür-  
baum  
auen  
inem  
ren,  
rum  
Auf-  
nten-  
ifan-  
piel-  
enge  
den  
mel-  
blieb  
Ba-  
dig-  
des  
gab  
zahl-  
Zhre  
und  
ater  
ein  
ister  
th-  
uch  
nem  
auf  
der  
  
un-  
der  
en;  
die  
hoch  
kten  
eine  
  
und  
Ka-  
wie  
deß-  
legt  
enn  
es

Ihr frisches Gartenbeet verscharrt hatte, einen Flügel abgeschlagen. Es gab Hin- und Herreden, Schimpfereien, und die Männer und Weiber konnten denn nichts Eiligeres thun, als eben wie gewöhnlich an einander hinauf zu schreien und mit einander zu rauhen. Wie Streitende Hähne stachen und stießen und hautesie an einander hinein, und Jedes wäre lieber gleich gestorben, als daß es Fried gegeben hätte.

Diesen Augenblick ersah Grollhammer für den günstigen. Er nahm seine zwei handfeste Schmiedgesellen mit sich und hieß sie auf der einen Seite des Winkels, in dem die Kauferei Statt hatte, hereingehen, während er mit einem Nachbar von der andern Seite herkam. Ohne weitere Verhandlungen, um es kurz zu machen, hieben diese zusammen den Schneider Liebnaedel und Schuster Schwarzpech und ihre Weiber so tüchtig aus dem Salz heraus, daß sie kaum mehr von einander fortzuschleppen konnten. Keines wollte mehr Etwas vom Andern, und war Jedes froh, daß es so schnell als möglich in sein Haus hinein kommen konnte.

Acht Tage lang hernach war es in Liebnaedel's und Schwarzpech's so still, wie es noch nie gewesen war; die Männer wurden nicht auf ihrer Bank oder auf dem Karren sitzen gesehen, und nicht das beste Zeichen war, daß der Doctor Sennblatt zu den Hausthüren hineinkam und daß die Magd in der Apotheke Pflaster hatte holen müssen.

Nach acht Tagen fingen die Liebnaedel'schen und Schwarzpech'schen wieder an, sich an den Fenstern blicken zu lassen; aber wer es nicht gewußt hätte, hätte geglaubt, ein Regenbogen gäbe durch die Fenster, in so schönen Farben glänzten ihre Gesichter.

Es hatte natürlich Jedermann von der Geschichte gehört, und hatte solche allgemeinen Jubel hervorgebracht.

Ein paar Wochen darauf, als der Wind etwas über den Vorgang hingefaus't hatte, und Schwarzpech und Liebnaedel sich wieder unter den Leuten sehen ließen, ging Grollhammer einmal Abends zum Liebnaedel hinüber und hieß an: „Wie steht's, mein lieber Nachbar?“ — Liebnaedel machte zwar ein schief Gesicht hin, und man konnte auch auf seinen Lippen Spitzen seiner Zähne sehen, so stark hatte er sich dieselben im Nerzer abgebissen; — allein zum Geschehenen mußte er eben das Beste reden; hatte er ja doch versprochen, sich des Mittels, dessen Grollhammer sich bedienen würde, zu frieden zu geben, — und so stellte er sich am Ende freundlich gegen denselben. Dieser aber fuhr weiter fort: „Mit eurer Freundlichkeit,

ist mir nicht allein gethan; ihr werdet wissen, was ihr mir noch versprochen habt, wenn es Frieden gebe.“

„Ich kann's nicht in Abrede ziehen,“ meinte Liebnaedel, „und habe auch nicht die Absicht, meine Zusage nicht zu halten!“ und er versprach darauf, morgen Abend in den Stern hinüber zu kommen und den zugesagten Trunk auf den Tisch stellen zu lassen.

Von Liebnaedel's Haus an schlüpfte Grollhammer stracks zu Schwarzpech's Hausthür hinein. Auch der Schwarzpech und seine Susanne schnitten nicht das beste Gesicht hin, doch dachten sie politischer Weise: Es ist nun schon einmal so; unsere Schläge haben wir auf dem Leib, wenn uns auch der Buckel noch etwas heißt, so wollen wir uns doch freundlich stellen. Sie thaten auch wirklich so; Grollhammer aber meinte, durch Freundlichkeit allein könne man seine Schulden abbezahlen, und erinnerte er den Schwarzpech mit gelinden Worten an sein Versprechen, daß er ihm im Stern drüben gegeben hatte. Schwarzpech nickte dem Grollhammer gleich, still davon zu sein, daß die Susanne Nichts davon höre, indem sonst der Teufel wieder los gehe. Beim Fortgehen sagte er aber dem Grollhammer leise in's Ohr hinein: er wolle ja gern morgen Abend im Stern drüben sein Versprechen lösen; nur daß es nicht herauskomme, was sie verabredet hätten.

Am andern Abend kam Grollhammer in den Stern hinüber, und es war seine halbe Stunde angestanden, da erschien auch der Liebnaedel und ließ eine halbe Maß Wein auf den Tisch stellen, indem er dem Wirth leise in's Ohr hinein commandirt hatte, daß das auf seine Rechnung gehe. —

Sie saßen freundlich und guter Dinge bei einander; es war auch schon die zweite und dritte Flasche aufspaziert, und machten sie schon lustige Gesichter an einander: — da sah man das Gesicht des Schwarzpech zur Thür hereinkucken. Er hatte schon die Absicht gehabt, sich schnell wieder aus dem Staube zu machen; der Sternwirth holte ihn aber auf der Stiege ein und zog ihn herein an den Tisch, wo Liebnaedel und Grollhammer saßen. Er dachte selbst, daß er jetzt nichts Geschwitzeres thun könne, als eben auch herzufragen und mitzumachen.

Die von ihm versprochene Maß Wein wurde vom Sternwirth gleich auf den Tisch gestellt, es rückte bald eine andere nach, und das Ende vom Lied war, daß die Gesellschaft noch ein paar Stunden über die Polzeistunde bei einander saß und recht vergnügt zusammen wank. Auch die beiden Schmiedknechte, die, nach bester

Ueberzeugung des Liebnaßels und Schwarzpechs, so kräftig mitgewirkt hatten, wurden noch aus dem Bett geholt und waren Zeugen, wie die beiden noch kurz zuvor so feindslichen Nachbarn einander die Hände reichten, einen guten Schluß zusammen tranken und sich das feierliche Versprechen gaben, nie wieder Handel mit einander anzufangen.

Grollhammer und seine Gefellen stimmten gern damit überein, den neuen Bund durch einen Gläseranstoß und einen guten Trunk zu bekräftigen, und dem Sternwirth war auch kein Leid geschehen, daß er an dem Abende eine schöne Portion von dem Freundschafts-Wein an den Mann gebracht hatte.

Von der Zeit an konnte Niemand in dem Orte Hügelheim den Häusern Liebnaßel und Schwarzpech mehr nachsagen, daß zwischen denselben Handel vorgefallen wären.

Geschichte von einem Holzdieb, der nachher Bürgermeister worden, und von dem langen Frieder.

Lieber Hausfreund! ich will dir eine Geschichte erzählen, die Vielen zur Wispigung dienen mag.

Wie in den letzten herben Zeiten so Manchem das Geld ausgegangen ist, so geschah dies in früheren Theuerungsjahren auch bei meinem Nachbar, den man im Ort eben unter dem Namen des langen Frieder's kennt. Er hatt' es erst noch besser gehabt, als viele Andere, weil ihm sein Weib einen guten Satz in die Ehe gebracht hatte; aber er schaffte nicht gern und schlüpfte des Tags manchmal in's Bierhaus und — was eine gar schlimme Untugend ist — in den Branntweinsladen hinein. So kam er unversehens in seinem Vermögen und an Geist und Körper herunter. Von Löw Mauschel hatte er in der Roth eine Kuh auf Borg gekauft; und wie denn der Termin herankam, wo bezahlt werden sollte und der lange Frieder nicht zahlen konnte, gab es gleich ein Gekläuf des Amtsdieners in's Haus. Frieder meinte aber eben: „Und wenn ich meine Hosen zehnmal wackere, und wenn ich meinen Rock durch und durch klopf, so hilft's Nichts, es fällt kein Geld heraus; der Jud muß warten, wie Andere zu dieser bösen Zeit auch sich gedulden müssen!“ Der Jud hatte aber keine Geduld und drängte fort und fort, bis es dem Frieder o's Auspfänden ging. Frieder erfuhr Morgens, daß es bis Mittag 11 Uhr dazu

kommen werde, wenn das Geld nicht zum Bürgermeister geschickt werde. Statt sich auf irgend eine Weise nach Geld zu bemühen, ging aber der Frieder zum Glas Branntwein und stürzte im Aerger eines nach dem andern hinunter, bis er nach 11 Uhr bemerkte, wie der Bürgermeister mit ein paar Gemeinderäthen und dem Amtsdienere die lange Gass herunter kam und stracks Wegs seinem Haus zu lief. Frieder wußte gleich, wo das hinaus wollte und ging im Branntweindüffel auch seinem Haus zu. Die Commission war schon in seiner Stube und der Bürgermeister kündigte ihm an, daß es an's Verkaufen gehe. Frieder gerieth darüber in Verzweiflung. Hatte der Branntwein schon das feinnige gethan, ihm den Kopf zu erhitzen, so verwirrte ihn der beabsichtigte Verkauf noch viel mehr. Er überdachte nicht und ließ sich auch nicht belehren, daß der Bürgermeister eben im Namen des Gemeindegeldes handelte und handeln mußte; er meinte, der Bürgermeister wolle ihn bürren und entlud einen Hagel von Beschimpfungen auf denselben. „Wie kann mir der auspfänden,“ schrie er laut, daß man's im zweiten und dritten Haus hören konnte, „der mir schon Holz gestohlen hat!“

Ein wenig Schimpfen hätte der Bürgermeister sich schon gefallen lassen, aber das konnte er nicht auf sich sitzen lassen, daß er Holz gestohlen haben sollte; er mußte sich ja vor den Gemeinderäthen und den Leuten, die durch den Lärm angezogen vor dem Haus draußen standen, schämen.

„Was, ich hätte Euch Holz gestohlen?“ herrschte er gegen Frieder, das wird sich finden!“ „Holz habt Ihr mir gestohlen, Herr Bürgermeister! — ein halb Kloster schön buchen Scheiterholz! — ist Euer Gedächtniß so schwach, daß Ihr das nimmer wissen solltet? — in Buchenrain draußen ist's gefressen und von dort habet Ihr es Nachts ein Uhr mit Euren Ochsen heimgeführt!“

Der Bürgermeister gebrauchte all sein amtliches Ansehen, um den Frieder zu beschwichtigen; der tobte aber fort: „ein Holzdieb seid Ihr, und Holzdiebe haben seiner Lebtage noch nie ausgepfändet!“

Der Bürgermeister gab sich zwar alle Mühe, sich vor der Menge so hinzustellen, als ob dies die reinste Verläumdung sei; allein eine gewisse Unruhe und eine Beflemmung ließ sich in seinem Gesichte und in seinem ganzen Benehmen nicht verkennen.

„Ich will Euch das Schimpfen vertreiben — Ihr müßt wissen, was es heißt, mich in mei-

ner amtlichen Junction verläumberisch anzufallen!" erklärte der Bürgermeister zuletzt zornig und entfernte sich nach Hause. Er setzte sich gleich an den Schreibtisch und fädelte die Klage durch Erpressen an's Oberamt. Er hatte darin ausgeführt, daß es unmöglich sei, länger sein Amt zu versehen, wenn Frieder nicht eine empfindliche Strafe bekäme für die Angestrichs der Gemeinde ausgestoßene Beschimpfung.

Der Bürgermeister lag am Abend jenes Tages schon im Bett, wie der Frieder noch einmal vor sein Haus kam und mit voller Stimme schrie: "Komm herunter, du Holzdieb! Holz hast du mir gestohlen!" Als er nicht aufhören wollte, läutete der Bürgermeister dem Büttel, und ließ ihn ins Gefängniß stecken, und am anderen Morgen ließ er ihn mit einem weiteren Bericht an's Oberamt einliefern.

Die Sache wurde untersucht, der Bürgermeister mußte mehrmals vor Amt, der lange Frieder behauptete, ihm gegenüber gestellt, hartnäckig, daß er ihm ein halb Klafter Holz aus dem Buchenrain gestohlen habe; der Bürgermeister läugnete aber, und das End vom Lied war, daß der lange Frieder seine Schuld mit vier Monaten Gefängniß abtun sollte.

Als ihm das Erkenntniß eröffnet wurde, kam er außer sich vor Verzweiflung; er wiederholte die Schuld des Bürgermeisters, der Beweis fehlte ihm aber, und es half Alles nichts. — Frieder mußte auf vier Monate lang von Weib und Kindern Abschied nehmen und im Gefängniß brummen. Manche Thräne weinte er, daß er unschuldig sei und daß der Bürgermeister eben durch Läugnen sich hinausgebracht habe.

Und der lange Frieder hatte auch Recht. Vor 8 Jahren war es gewesen, da hatte ihn der Bürgermeister — derselbe war aber damals noch nicht im Amt — seine Beuge buchen Holz Nachts aus dem Buchenrain abgeführt. Frieder hatte sich damals auf das Drängen eines Freandes mit einer Summe Geldes abspesen lassen und war von der Klage abgestanden. Die Sache war auch so geheim gehalten worden, daß Niemand sonst etwas davon erfahren hatte. Inzwischen war der Bürgermeister durch eine unerwartete Erbschaft im Ansehen gestiegen und hatte sich bis zu seinem Ehrenposten emporgeschwungen. Die Zeugen, auf die sich der lange Frieder für die Wahrheit seiner Beschuldigung berufen hatte, und die den Beweis hätten liefern können, waren theilweise gestorben, theilweise nach Amerika ausgewandert; doch hat sich Einer noch auffinden lassen, und der hat, freilich nachdem der lange Frieder schon

lang wieder bei Weib und Kindern zu Haus gewesen ist, herausgeschrieben, wie es Alles gegangen ist, und wie er dem Dieb aufgelauert hat. Derselbe ist damals Gemeinderathschuß gewesen, hat sich aber auch schmieren lassen und geschwiegen.

**Merke:** Einen Dieb soll man nie schonen. Hätte der lange Frieder ihm damals, wie er den Diebstahl noch beweisen konnte, sein Recht zukommen lassen, so wäre er nicht in eine so fatale Geschichte hineingekommen, und ein Holzdieb wäre auch nicht Bürgermeister geworden.

### Der Hunger thut weh.

Vor dem Dohse siße am Schabes viel von unsern Leut un schmusse überm Festtag, vun wege der Aernit, un endlich kommt der Schmul un frogt: „na, wißter aach, wourum der Pfarer über der Suppenanstalt mit grouße Buchstabe hinschreibe hot laße: „der Hunger schmerzlich wei thut!“ — Suppe, wie warst du sou gut! — Was maant'er, wem der Hunger am allermaaste wei thut?“ Sagt der Meier: „ich waas, am Koble, weil er die ganz Zeit, wo er Sekretär gewies a is, nix von dahaam gebraucht hot, un hot sich alle Tag mit Flaasch un Flaaschbrüh aagefüllt, un hot Butterbrod dazu gegesse, un hot das Geld, wu er eingenomme hot, für sich verwendet.“ Kommt der Nothwele, un sagt: „ebbis waaste aber recht doch nit, den Koble fürche alle Wirth un Metzger, un die geben ihm alles, was er will, ohne Geld, wenn er si nor gei loft. Am grouße Schick, dem thut der Hunger am maaste wei; un er hot meine Schummele Hunger gelitte, aber das Ruß, wo er eingenomme hot, des teht im in der Krone in Filbinger, un in alle Wirthshäuser, er is nit allaa, sin noch mei bei'm, die aach Durst habe.“ Kommt's Libbertle, un sagt: „Ihr wißt's meiner Schumme all 2 nit, ich willich sage, wem der Hunger am allermaaste wei thut, — am Burgermeister, weil si ihm dahaam nix zu achle gebe . . . nu! so lang er in der Suppenanstalt zu essen gefunde hot, is im gut ganga, seit dem aber ka Supp mei gekocht wird, un der Kronewirth un der Lammwirth ihr Tischlad aach zugeschlossen habe, geit sei Bauch in a Taschemesser nei.“ Kommt der Judel un sagt: Des sinn Schmus, der Burgemeaster waasam zu helfen, er isf meine Schumm nit schlechtig, er isst noch mit mei, a mol kommt der Feis, a mol der Herr, a mol der Herrberger, a mol a anderer, un dou kommt

er nirgends leer durch; ich willich sage, wenn der Hunger am allermaaste wei thut, — am Accifer, der hot en Kostherren, un die Supp un das Ochsenfleisch, wo die Herrn mit an ander gethaalt haba, iss im ausgange. Schmeis! schreit's Dauffelle, dem macht's gaar nix, der bekommt überall uff Borgs, — was braucht er weiter, vor's Zahlen last er unsern lieben Gott sorgen. Endlich sieht der Schmul uff un sagt: „alle seit ihr Schlimil un denkt un sorgi un schmust von andern, aber von uns arme Juden sagt kaanter nix, was maanter, wenn der Hunger am meista wei thut, was maanter? Was arme Juden, der Hunger von dena Herrn bringt dem Ort a Massel Schulden, un a Massel Schulden bringt a Massel Umlage, un wer zahlt an den Umlaga, wier arme Juden, wir bekomme nix un haben nix, aber an der Umlag müssen mir zahlen, un müssen zusehen wies geht. Wenn von unsra Zeit einer Burgermeister war, thät er de Soiums aach nügen, un wist ihr, wou rum? dourum, ass er thät spara vor unsere Leut, un das brächt den Soiums aach Nutzen, sou aber geien die Soiums zu Grund un mir arme Jüd aach mit. Jez sin alle Jüde uffgesprungen, un haben gesagt: „der Schmul hot recht, der Schmul hot recht!“

Geschichte eines Bürgermeisters,  
der durch Anwendung allerlei schlechter  
Mittel seine Wahl durchzusetzen wußte,  
und was die Folgen davon waren.

In R. war Bürgermeisterwahl und fast hätten je 10 Bürger einen Bürgermeister bekommen, so viele Bewerber gab's. Der Schreiner, dem König Saul ähnlich, aber wie es scheint, pfiffiger als Saul, hatte schon längst vorher Fürsorge getroffen. Er hatte mit anderer Leute Geld, das er aber nicht geliehen, den Schnapslumpen und sonstigen armen Schluckern kleine Vorschüsse gemacht, und auch die Rothkrämers- oder eigentlich Schnapsstuben fleißig besucht und kein Geld gespart. Darum erhielt er ein Paar Stimmen mehr, als ein anderer, der einen tüchtigen Bürgermeister gegeben hätte, aber dem großen Haufen Ordnungslöser nicht zusagte. Die Wahl ward bestätigt, aber wie? Der wachsame Beamte wußte die Zustände gut, und stellte den neuen Bürgermeister mit solchen Warnungen und Ermahnungen der Gemeinde vor, daß jeder Mann von Ehrgefühl, wenn ihm solches geschehen wäre, den Bürgermeisterskittel weggeworfen und sogleich mit dem Austritt des Amtes abge-

danke hätte. Aber der Beamte sprach nur Wahrheit, und einer abgestumpften Seele ist Alles gleichgiltig. Wohlverstanden, in dieser Gemeinde gibts auch zwei Partheien, aber keine politischen, sondern sie bestehen einestheils aus solchen Bürgern, die etwas besitzen und — so viel sie verstehen — Ordnung und Recht haben wollen, ohne sich aber weiter um Etwas in der Welt zu bekümmern — andertheils aus dem größern Haufen, welcher nichts Besseres weiß, als den erworbenen Verdienst auch gleich wieder zu verprassen, und dieser hält seine täglichen Sitzungen in den Schnapsbutiken. Diese bittere Antrittsrede für den Bürgermeister war aber nicht die ärgste. Es gibt nämlich im Orte so scharfe Weiberzungen, als vielleicht nirgends in der Welt, und solche machten dem neuen Bürgermeister gar viel zu schaffen. Bald hatte die Finkenliese eine Forderungssache, wobei ihr ausgepändel werden mußte, was der Bürgermeister verhindern sollte, aber nach langem Aufschub nicht vermochte. Da wurde die Finkenliese grob, und der Bürgermeister noch gröber, und jagte sie zum Haufe hinaus. Sie aber stellt sich breit vor das Haus auf die Landstraße und schreit aus vollem Halbe: „Gelt Halunke, du Gemeindegelübter, vor der Wahl sind dir meine Leute gut genug gewesen, da hast du ihnen noch Schnaps in's Haus gebracht, mit ihnen getrunken und Alles versprochen; aber jetzt sind wir wieder das Lumpengetindel, wenn du schon mehr verschuldet bist als wir!“ — Der Leser hätte gewiß der Liese zum Schreien seine Gurgel nicht geben mögen, aber eben so wenig wird ihn gelüsten, ein solcher Bürgermeister zu sein. Aber so geht's, wenn Einer nicht durch das Vertrauen und den freien Willen seiner Mitbürger gewählt wird, sondern durch Anwendung allerlei schlechter unerlaubter Mittel, als Schmiererei, Versprechungen und Schmeicheleien sich Stimmen erkauft, um seine Wahl durchzusetzen, und ein solcher vergeht sich schwer an der Ehrlichkeit und Rechtlichkeit seiner Mitbürger und an der Wohlfahrt des Gemeindegewesens, und als solcher muß ihn auf die eine oder andere Art Strafe treffen, auch wenn kein amtlicher Richter sie erkennt.

Geneigter Leser! Merke! Wenn du in den Fall kommst, einen Bürgermeister oder Gemeinderath zu wählen, so gebe deine Stimme einem solchen Mitbürger, der durch seine Umsicht und Rechtschaffenheit im Handeln das Vertrauen der Bürgerschaft genießt; — dagegen verachte aber einen solchen, der dir durch Anerbietungen irgend einer Art deine Stimme zu erkaufen sucht.

### Zur Beachtung.

In einem Volksblatte des nördlichen Deutschlands heißt es in einem Artikel über die neuesten Volkschriften: „Aus der Schweiz wenden wir uns ins Vaterland und begrüßen einen alten Freund „Karl Stöber“ ausgezeichnet im Fach der kleineren Volks-Erzählung, nach Hebel unstreitig der Erste, der es aus dem Grunde versteht, eine kurze Erzählung in ansprechender Form zu kleiden, so daß man, ohne zu ermüden, mit gleicher Spannung eine hinter der andern wechfelt. Aber Stöber hat wesentliche Vorzüge vor Hebel. Die Stoffe seiner Erzählungen, so einfach sie auch sind, sind stets rein und edel; sein Humor ist trefflich, aber immer vom Ernst beherrscht, und auf dem Grunde seiner, auch der kleinsten, Geschichten sieht man die köstliche Perle des Wortes Gottes in allen Farben schimmern u. s. w.“

Dieser Karl Stöber nun, der bei Hebel in die Lehre gegangen ist, hat sich an die Werke seines lieben Meisters gemacht, und Das, was beim Vorlesen in Familien oder beim Gebrauch für Schul- und Volksbibliotheken u. s. w. nur das geringste Bedenken erregen könnte, ausgeschieden, das Andere aber in einem Bande zusammengestellt, der den Titel führt:

### J. A. Sebels ausgewählte Erzählungen

des  
Rheinländischen Hausfreundes.

Für die reifere Jugend, insbesondere für  
Festtagschüler bearbeitet

von  
Karl Stöber.

Dieses Büchlein ist bei dem Verleger des Hausfreundes J. M. Flammier in Pforzheim, sowie in allen Buchhandlungen Badens, um den geringen Preis von 30 kr. zu haben, und statt der Vorrede mit einer Erzählung von dem Herausgeber ausgestattet, die das Weitere besagt.

### Zum Abschied.

Der Hausfreund nimmt aber für diesmal von dem freundlichen Leser nicht allein Abschied auf ein Jahr, sondern auch Urlaub. Er hat gestern Abends seine Schuhe gefalbt und einen neuen Handriemen in sein spanisches Rohr gezogen, auch das Pergament in seiner Priestertasche gepulvt, und wird morgen, bester's Gott, eine Meile antreten an die Altmühl, welches ein Flußlein im Vaterland ist.

Dasselbst ist ein Mann — Herr Wilder

heißt er — der hat einen kleinen Laden nicht weit von dem obern Thor des Städtleins, und sein Herr Gevatter, der Kanzlist, hat ihm schon öfter denn einmal gerathen, er soll ihn herrichten und renoviren lassen mit großen Tafelscheiben in das Fenster und einem neuen Gemälde auf die Thüre, wie der Buchbinder oder der Zinggießer in der Neuen Gasse gethan haben. Aber er ist eigensinniger Natur und schwerer zu biegen, denn ein alter Schwarzdorn in der Hecke, und bleibt noch immer bei seinen runden Scheiben und bei dem alten Fenstersaden, auf welchem der Heibengott Mercurius gemalt ist, wie er ein großes Predigtbuch unter dem Arme trägt, anzudeuten, daß hier Druckschriften zu haben sind. — Und der kleine Kiesel inwendig an der Thüre, den der Herr Wilder aufthut, wenn ein Käufer kommt, und hinter ihm zuschiebt, wenn er wieder geht, ist wackelig, wie das linke Bein an dem lahmen Hans, und abgeführt, wie der silberne Eschffel der Frau Oberzollinspicerin Danner, der mit ihr auf die Welt gekommen ist.

Aber in dem Laden drinnen ist ein Fach neben dem andern, und in den Fächern sind mehr Geschichten, Erzählungen, Witzeleien, Fabeln und Gleichnisse an einander gereiht, als Körner in einer Saamen-Gurke. Und so kann man bei einem andern Buchhändler auch finden. Aber die Sachen des Herrn Wilder haben die Eigenschaft, daß sie alle Wege an ihrem Platz sind, in der Rockenstube mit dem Spahnlicht, wie da, wo der Thee-Kessel dampft und die seidnen Gewänder rauschen, in der Hand des müßigen Sonntags-Schülers und auf dem Pult des Professors. Denn das eine Stück ist nicht etwa für den Bauern und das andere für den Beamten gemacht, oder das eine für den ersten Pfarrherrn und das andere für das junge Blut des Räggleins geschrieben, das noch ein vierblättriges Kleeblatt in sein Gesangbuch legt. Die Sachen des Herrn Wilder sind, wie gesagt, für Alle, fast wie jener Brunnen auf dem Nürnberger Markt, von dem jedermann möglichst angezogen und festgehalten wird, der Baumeister und der Ziegelstreicher, der Bildhauer und der Rothgießer, der reiche Engländer und der Handwerksbursche mit dem letzten Zweier in der Tasche.

Dahin nun wollen sich der Hausfreund und sein spanisches Rohr begeben, und kann man mit dem Herrn Wilder Handelskeins werden, so wird man alle Taschen voll kaufen und es dem freundlichen Leser in dem neuen Kalender auf das Jahr 1849 verlegen, bis wohin man wohl zu leben wünscht.